

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungssatz Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Innere Politik.

Leipzig, 24. April.

Unter dem aufregenden, erst in froher Hoffnung und dann in schmerzlicher Enttäuschung aufregenden Eindruck der belgischen Ereignisse ist die innere Politik ein wenig ins Hintertreffen geraten, und man kann auch nicht behaupten, daß aus ihr bedeutende Ereignisse zu beleuchten gewesen wären. Die Verhandlungen der Zolltariffkommission schleppen sich hin, nicht ohne manche interessante Zwischenfälle, aber im ganzen als ein parlamentarischer Zeitvertreib, von dem jedermann weiß, daß er die endgültige Entscheidung nicht in seinem Schoße trägt. Die eigentliche „Arbeit“ der Brotwucherer vollzieht sich hinter den Kulissen, und auf diese Arbeit fällt allerdings einiges Licht durch den junkerlichen Krieg um den Bahnhof in Homburg und die Diätenvorlage, die dem Reichstage zugegangen ist.

Trotz aller beschönigenden Redensarten der Kreuzzeitung unterliegt es keinem Zweifel, daß die konservative Fraktion des preussischen Abgeordnetenhauses ein trugliches Junkerstücklein auszuüben versuchte, als sie die Mittel für den von der Krone gewünschten Umbau des Bahnhofs in Homburg verweigerte. Das Sprichwort sagt zwar, daß kleine Geschenke die Freundschaft unterhalten, aber die Junker sind der Meinung, daß unter Umständen auch die Verweigerung kleiner Geschenke die Freundschaft zu erhalten geeignet ist. Sie schreiben nicht mehr in nächstlicher Stunde hochverklärte Sprüche an die Thüre ihrer Fürsten, allein sie sagen nicht minder deutlich in öffentlicher Parlaments- sion: Hand wird nur von Hand gewaschen; wenn du nehmen willst, so gib! Sie haben mit dieser Praxis bisher auch immer gute Geschäfte gemacht, viel bessere als die liberale Bourgeoisie mit der entgegengesetzten Praxis, die sie jetzt auch wieder in Sachen des Homburger Bahnhofs angewandt hat, um die Junker in der Gunst der Krone anzuklopfen.

Einen Augenblick zwar schien es, als ob das junkerliche Muster einen gewissen Eindruck auf die liberale Fraktion mache, und selbst die alte gemächliche Tante Voh beschwor den Schatten Bieglers, der einmal gesagt hat, der Liberalismus solle sich doch nur mit dem trostigen Selbstvertrauen des Junkertums erfüllen, dann würde er es so weit bringen wie dieser. Aber das geht nun einmal wider die liberale Natur, und nachdem erst die nationalliberale Fraktion den vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Wunsch der Krone zu erfüllen, gelang es einem der anderthalb Duzend Freisinnigen, die im preussischen Abgeordnetenhaus sitzen, durch einen, wie ihre Parteipresse bewundernd sagt,

„geschickten“ Schachzug wenigstens halb und halb die Forderung für den Homburger Bahnhof durchzusetzen. Die Krone hat nun also den handgreiflichen Beweis, wo ihre „wahren Freunde“ sitzen; aber es steht zu fürchten, daß der junkerliche Groll für sie ein sehr viel bedeutsames Item darstellt, als die freisinnige Dienstbeflissenheit, und die Junker selbst werden sich über die anmutige Konkurrenz hinwegsetzen mit Bismarcks Sprüchlein: „Vor laß' id äwer!“

Wichtiger als dieser Zwischenfall im preussischen Abgeordnetenhause ist die Diätenvorlage, die dem Reichstage zugegangen ist. Graf Posadowsky brachte von seiner Osterfahrt an die mitteldeutschen Höfe drei Ergebnisse mit, so weit sich aus den offiziellen Lobgefängen auf seine diplomatischen Erfolge sichere Schlüsse ziehen lassen. Erstens sollte es bei den agrarischen Böden der Regierungsvorlage bleiben, zweitens sollte das ultramontane „Patrimonium der Enterbten“ in der Besetzung verschwinden und drittens sollten keine allgemeine Diäten, sondern nur Tagegelber an die Mitglieder der Zolltariffkommission bewilligt werden. Von diesen Beschlüssen war der letzte insofern der wichtigste, als die ultramontane Presse mit größter Entschiedenheit erklärt hatte, ihre Partei werde auf allgemeine Diäten bereit sein, und diese Andeutungen erhalten eine starke Bestätigung durch den Gesetzentwurf, worin die Regierung jetzt für die Mitglieder der Zolltariffkommission eine Ausnahmeentschädigung von je 2400 Mark vom Reichstage beansprucht. Es ist zwar noch nicht gewiß, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich, daß die edlen Grafen Bülow und Posadowsky diese Vorlage nicht eingebracht haben würden, wenn sie nicht die Zustimmung der „maßgebenden Partei“ in der Tasche hätten. Fällt das Centrum schon in dieser Frage um, bei der es mit einiger Geschicklichkeit immerhin einen kleinen, seinen Brotwucher beschönigenden Profit hätte heraus schlagen können, so ist ein neuer und zwingender Beweis dafür geliefert, daß der heutige Ultramontanismus nichts anderes ist, als Volksverrat an allen Ecken und Enden.

Auf eine Kritik der Diätenvorlage können wir an dieser Stelle verzichten, da wir das Wenige, was darüber zu sagen ist, schon wiederholt gesagt haben. Für die sozialdemokratische Partei hat die ganze Diätenfrage praktisch nur ein verhältnismäßig nebensächliches Interesse, wenn sie

prinzipiell auch für die Gewährung von Tagegeldern an die Volksvertreter eintreten muß und wird. Aber eben deshalb sind für sie Ausnahmediäten völlig unannehmbar, und sie würden es auch dann sein, wenn die Zolltariffkommission nicht an und für sich schon für so eminent volksfeindliche Zwecke besetzt werden sollte. Es liegt auf der Hand, wie sehr der Reichstag entwürdigt wird, wenn die Regierung ihm sagt: Verfassungsmäßige Tagegelber gebe ich dir nicht, aber wenn ich dich einmal für meine Interessen ausnutzen kann, so soll es mir auf ein verfassungswidriges Douceur nicht ankommen. Bei dem völlig un- zweideutigen Wortlaut des Reichsverfassungsartikels, der die Gewährung irgend einer Befoldung oder Geldentschädigung an die Reichstagsmitglieder verbietet, ist die Vorlage der Regierung verfassungswidrig und kann von diesem Schaden auch dann nicht geheilt werden, wenn Bundesrat und Reichstag ihr die Form eines Gesetzes geben. Diese Manier, sich über die Verfassung hinwegzusetzen, war der preussischen Landratskammer der fünfziger Jahre sehr geläufig; die Aera Bülow ist die plagierende Nachbeterin der Aera Mantuffel, jener „finstersten Reaktion“, vor der sich der deutsche Reichspatriot schauernd zu betreten pflegt.

Beiläufig wirst die Diätenvorlage auch ein blendendes Licht auf die mittelstaatlichen Regierungen, die nach der Versicherung ihrer allergetreuesten Hofdemokraten dem Grafen Posadowsky auf seiner Osterfahrt gerade in der Diätenfrage den Star gestochen haben sollen. Aber vielleicht hält der schwäbische Bundesbevollmächtigte eine donnernde Philippika gegen die Ausnahmediäten, wenn die Vorlage im Reichstage beraten wird. Das Recht dazu hat er bekanntlich nach der Reichsverfassung, und wir werden bald erfahren, ob der Mut in der Brust eines partikularistischen Regierungstropes seine Spannkraft läßt.

Wehr jedoch als diese ins Operettenfach streifende Frage interessiert uns, zu sehen, wie sich eine parlamentarische Körperchaft, die dem allgemeinen Wahlrecht ihr Dasein verdankt, zu einem so demütigenden Anfinnen stellen wird. Einstricken begünstigen wir uns damit, festzustellen, daß jeder Reichstagsabgeordnete, der den Ausnahmediäten für die Zolltariffkommission zustimmt, jenem Vogel gleich, der sein eigenes Nest beschmutzt.

Politische Uebersicht.

Belgien.

Der Vorwärts äußert sich, antwortend an eine Zuschrift seines belgischen Specialcorrespondenten, der die Taktik der belgischen Führer zu rechtfertigen versuchte, folgendermaßen über die jüngste Campagne:

Die obige Zuschrift unseres Genossen, die wir als Beitrag zum Verständnis der Taktik unserer belgischen Genossen wieder-

Scuilleton.

17] Stadtdruck verboten.

Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas Die.

Kjel blieb stehen und äußerte leichthin, mit den Fingerspitzen in der Westentasche:

„Ja, die Sache ist die, daß Thekla und ich Donnerstag zur Stadt fahren, um die Aussteuer zu kaufen. . . Ich habe ausgerechnet, daß es am billigsten sein wird, alles auf einmal abzumachen — Möbel und alles — damit es gleich für das neue Haus paßt!“

„Im ja—a . . . dazu gehört Geld, Kjel,“ wandte der Doktor etwas kurz ein.

„Ach, ich kann jetzt unten in der Bank so viel bekommen wie ich will . . . und Abzahlung nach Belieben. Ob der Wechsel nur auf ein oder zwei Tausend lautet, ist denen ganz gleichgültig.“

„Dann brauchst Du ja auch nicht die Meinung Deiner Eltern einzuholen,“ äußerte Frau Baarvig kalt, mit zusammengepreßten Lippen. Theklas kleine, runde, schwarze Augen blickten fest die Frau an:

„Ich bemerke hiermit ausdrücklich, daß ich mich nicht hineinmische, wenn es sich darum handelt, wieviel Kjel ausgeben darf. Ich habe mir nur ausbebeten, daß das, was gekauft wird, nach unserem Geschmack sei.“

„Es ist nun“ fuhr Kjel fort, legte den Finger auf die Nase und blinzelte verständnisvoll den Vater an, „daß ich zwei Hundert gewinne — wenigstens, — vielleicht drei, wenn es glückt, — falls ich zwei Tausend nehme und gleich ein gros einkaufe.“

„Es wünscht wohl niemand sehnlicher, daß Du reich würdest, als ich, Kjel!“ stieß Frau Bente mit tiefem, tiefem Seufzer hervor; „durch all Deine Berechnungen und Spekulationen.“ Klang es halblaut hinterher.

„Dies geht wohl etwas über das gewöhnliche, alltägliche Abknappen im Hausstand, Mutter. . . Den Pfennig sparen und den Thaler laufen lassen,“ warf Kjel hin, während er mit schlürpfenden Schritten, voll Selbstgefühl im Zimmer auf und ab schritt.

„Ich habe Dich nun schon eine Zeitlang betrachtet, Minka,“ unterbrach Thekla die peinliche Stille, „fehlt Dir etwas? Du siehst nicht wohl aus.“

Theklas lebhaftige Augen glitten forschend vom Doktor zur Frau hin und dann wieder zurück. Danach wechselte sie einen Blick mit Minka und begegnete einem Kopfschütteln.

„Man muß sich so oft einschränken in einem Heim wie dem unserigen; das hindert aber keineswegs, trotzdem glücklich zu sein,“ sagte Frau Bente sehr ernst, während ein scharfer Blick Thekla traf. . . „Minka hat soeben erfahren, daß wir nicht die Mittel besitzen, sie während dieses Winters nach der Stadt zu schicken.“

Kjel schritt hin und her und murmelte etwas vor sich hin, das vermuten ließ, er sei durch diesen Zwischenfall nur noch fester in seiner Meinung bestärkt: „Den Pfennig sparen und — — —“

„Es ist nur . . . es ist nur . . . ich hatte mir so viel davon versprochen,“ äußerte Minka leise, mit von Thränen erstickter Stimme.

„Jeder von uns muß sich daran gewöhnen, eine Enttäuschung ertragen zu können,“ meinte Frau Baarvig.

„Ich wollte gern Tag und Nacht arbeiten,“ versicherte

Minka, „wenn es nur etwas wäre, wofür ich mich interessieren könnte.“

„Die Arbeit, die man vor hat, interessiert immer, Minka,“ wies sie der Doktor kurz zurück.

Die Hände in den Taschen und sich in den Hüften wiegend, sprach Kjel, indem er Thekla ansah, die mit funkelnden Augen dasah:

„Ob man nicht mit denselben schönen Worten die Galeerenklaven trösten könnte, Vater?“

„Ja, ich begreife wirklich nicht, warum ich auf die Welt gekommen,“ — rief Minka exaltiert — „wenn ich nicht einmal das thun kann, was mich interessiert . . . Ueberall und überall mit Stricken gebunden zu sein . . . Ich komme dabei um . . . Darf ich aber nicht thun, wozu ich Lust und Drang verspüre, dann möchte ich wissen, wozu ich überhaupt noch länger leben soll.“

„Du kannst es ja sein lassen, Minka,“ antwortete der Doktor hart.

„Ich habe niemals darum gebeten, in die Welt gesetzt zu werden,“ heulte sie.

„Glaubst Du etwa, ich stand mit dem Hut in der Hand unterhängst da und hat meine Eltern darum?“

„Gänzlich ohne Rechte können die Kinder doch auch nicht in der Welt dastehen!“ . . . meinte Thekla bissig.

„Es muß doch eine Verantwortung geben zwischen Menschen.“

„Ja, das fühlen wir Eltern zur Genüge,“ fiel Frau Bente ihr plötzlich ins Wort. — „Ich glaube wohl, wir können mit Recht sagen, daß wir die eigene Brust entblößen, — immer von neuem, — fast für jedes Kind, das wir haben — daß wir unsere ganze Existenz, unser Glück für sie einsetzen . . . Es ist so zu sagen unser Instinkt . . . Und wenn unsere Kinder dann philosophieren